

Traditionsbruch und Neubeginn

Paradigmenwechsel am Ende der überlieferten Kirchengestalt

Vortrag zum 20jährigen Bestehen des Lehrhaus Bremen

In der Mitte des 20. Jahrhunderts hat der Schweizer Gelehrte Jean Gebser (1905-1973), zunächst kaum beachtet, den Versuch unternommen, die Geschichte der menschlichen Bewusstwerdung zu beschreiben.¹ Er unterschied nach einem archaischen Anfang drei Entwicklungsstufen: das *magische*, das *mythische* und das *mentale* Bewusstsein. Ihre Aufeinanderfolge sei aber nicht so verstehen, als lasse die jeweils nächste Bewusstseinsstufe die voraus gegangene zurück, vielmehr bleibe die frühere Bewusstseinsstufe weiterhin wirksam, werde aber der aktuell herrschenden untergeordnet, so dass ein Kontinuum entsteht unter der Dominanz der jeweils jüngsten Bewusstseinsstufe.

Jean Gebser hat bereits damals das mentale Bewusstsein an einer Grenze gesehen und die Ablösung des rationalen Bewusstseins durch ein integrales Bewusstsein erhofft. Der Jesuit Hugo Enamiya-Lasalle (1898-1990) nahm gegen Ausgang des Jahrhunderts Gebsters Faden auf. Er verkannte nicht die großen Leistungen, die das mentale Bewusstsein auf allen Gebieten, zumal in Technik und Naturwissenschaft, vollbrachte, doch sah er bereits deutlicher als Gebser, wie sehr es in einer Dekadenzphase steckt, in der allen bloß mentalen Leistungen eine Schattenseite anhaftet. Wenn die Entwicklung geradlinig weiterliefe, warnte er, könnte sie bis zur Selbstvernichtung der Menschheit führen. Ihr sei nur zu entkommen, wenn der Mensch durch eine weitere Intensivierung des Bewusstseins fähig werde, sich gegen diese Gefahr abzusichern. Mit Gebser glaubte Enomiya-Lasalle an den Durchbruch eines rettenden neuen Bewusstseins, in dem der Mensch sich vom extremen Dualismus des Subjekt-Objekt-Schemas und dem unerbittlichen Entweder-Oder bloßer Rationalität befreie.²

Nun muss man sehen, dass mit der Entwicklung des menschlichen Bewusstseins sich immer auch die Gestalt von Religion wandelt, sofern wir den Begriff Religion überhaupt zeitenübergreifend ansetzen dürfen. Für die vorgeschichtliche Sippen und Stämme eines magischen Bewusstseins war „Religion“ noch keine abgehobene Größe. Ganz anders stellten sich die Kulturen des mythischen Bewusstseins dar, die hoch differenzierte Gesellschaftsformen bildeten, wobei ihre Religionen die Gesamtheit des Volkes verkörperten. Darum sprechen wir von einer sumerischen, babylonischen, assyrischen, ägyptischen, griechischen, römischen, keltischen, germanischen ... Volksreligion.

¹ Jean Gebser, Ursprung und Gegenwart. Stuttgart 1949 ff. dtv-Ausgabe 1973 ff.

² Hugo M. Enomiya-Lasalle SJ, Verändert die Praxis des Zen das religiöse Bewusstsein?, in: Knut Walf (Hg.), Stille Fluchten. Zur Veränderung des religiösen Bewusstseins. München 1983, 13-37.

Die nächste weltgeschichtliche Umbruchphase hat der Philosoph Karl Jaspers (1883-1969) unter dem Begriff „Achsenzeit“ beschrieben.

Die Achsenzeit

Gemeint sind jene Jahrhunderte, in denen das mythische Denken durch das mentale Denken abgelöst wurde. Um die Mitte des ersten Jahrtausends vor Christus vollzog sich diese geistige Mutation, aus welcher der eigenständig fragende und eine individuelle Antwort für sich beanspruchende Mensch hervorging. Das beendete die Zeit der Volksreligionen und initiierte die Entstehung der Religionen, wie sie heute dominieren.

In diesem Zeitraum trat in Indien Gautama-Buddha auf; in China lösten Laotse und Konfutse mit ihren Lehren die chinesische Reichsreligion ab, bzw. führten sie auf ein neues Niveau; in Persien wirkte Zarathustra; in Israel initiierten die Propheten eine „Jahwe-allein-Bewegung“ und es kam zum Durchbruch des Monotheismus; in Griechenland traten die ersten Philosophen als Reformatoren der Volksreligion auf.

Das mythische Zeitalter befriedigte in seinen kollektiven Volksreligionen nicht länger die Glaubens- und Weltvorstellungen der Menschen. Die sich damals vollziehende Bewusstseinsmutation führte zu einem Wendepunkt, den Jaspers als den bis dahin tiefsten Einschnitt der menschlichen Geschichte ansah:

„Es entstand der Mensch, mit dem wir bis heute leben ... Das Neue in allen drei Geschichtsräumen war, dass der Mensch sich des Seins im Ganzen, seiner selbst und seiner Grenzen bewusst wird. Das geschah in Reflexion. Bewusstheit machte noch einmal das Bewusstsein bewusst, das Denken richtete sich auf das Denken. Es erwachsen geistige Kämpfe mit den Versuchen, den andern zu überzeugen durch Mitteilung von Gedanken, Gründen, Erfahrungen. Es wurden die widersprechendsten Möglichkeiten versucht... bis an den Rand des geistigen Chaos.“³

Dass diese Entwicklung nicht in der Menschheit insgesamt, sondern nur in begrenzten Geschichtsräumen und Kreisen – wenngleich unbeeinflusst von einander – stattfand, ist kein Einwand gegen die davon ausgehende allgemeine Bewusstseinsveränderung. Eine neue Bewusstseinsstufe wird nicht gleichzeitig von der ganzen Menschheit erreicht. Dieser Prozess kann große Zeitspannen in Anspruch nehmen, denn geistige Veränderungen setzen sich in der Breite eines Kulturraumes nur langsam durch, ganz zu schweigen von Veränderungen für die Menschheit insgesamt.

Nun sieht es so aus, als finde der Überschnitt zu einem individuellen Bewusstsein, auf das die Universalreligionen antworten – antworten müssen – , erst wieder in den Traditionsabbrüchen der Gegenwart eine Parallele. Meine These lautet, dass die vor rund zweieinhalbtausend Jahren entstandenen Weltreligionen erneut an die Schwelle einer Bewusstseinsmutation herankommen, mit der sich ein zeitweilig chaotischer Umschichtungsprozess von weltgeschichtlichem Ausmaß verbindet, der sich als globaler *Paradigmenwechsel* beschreiben lässt.

³ Karl Jaspers, Vom Ursprung und Ziel der Geschichte. Fischer TB 1955, S. 15.

Paradigmenwechsel

Paradigma nennt die Wissenschaftsgeschichte die Summe jener Überzeugungen, Werte und Lebensformen, die alle Mitglieder einer Gesellschaft miteinander teilen. Kommt ein derartiges Verständigungsmodell ins Rutschen und kann nicht mehr überzeugen, führt dies zu Sinnkrisen und innergesellschaftlichen Konflikten. Auslösend für solche Umbrüche mögen epochemachende Entdeckungen oder gesellschaftliche Verschiebungen auf unterschiedlichen Gebieten und Ebenen sein. Als Kopernikus nachwies, dass nicht die Sonne sich um die Erde, sondern die Erde sich um die Sonne dreht, führte das zu einem Paradigmenaustausch, der nicht allein das mittelalterliche Weltbild aufhob, sondern auch die Grundlagen erschütterte, auf denen sich bis dahin das biblische und kirchliche Lehrgebäude verstand.

Der Wechsel zu einem neuen Paradigma ist kein einfacher Vorgang, dem alle davon Betroffenen zustimmen, vielmehr verwickeln sich progressive und regressive Kräfte in- und gegeneinander, weil es dabei um einen Austausch des Deutungsgefüges geht, in dem Übereinstimmung und Kontinuität einer Gesellschaft begründet sind. Dabei verändern sich Denkansätze und Denkstil, auch Mentalitäten, die Lebensgefühl und Lebensform prägen und die soziale Orientierung, gesellschaftliche Verhaltensmuster und ethische Maßstäbe neu einfärben. Was ehemals höchsten Rang einnahm, kann peripher werden, was bislang wenig beachtet wurde, kann ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken.

Menschen, die im Horizont eines bestimmten Traditionsrahmens ihr Selbstverständnis gewonnen haben, können durch die Irritationen des neu heraufkommenden Paradigmas ihre Orientierung - wenigstens zeitweilig - verlieren und in tief greifende Identitätskrisen geraten. Bei einem religiösen Paradigmenwechsel sind Glaubenszweifel und Erfahrungen von Sinnverlust mit solchen Übergangszeiten zwangsläufig verbunden. Wenn schon Albert Einstein seinen eigenen Überschritt in ein neues physikalisches Weltbild kommentierte: "Es war, wie wenn einem der Boden unter den Füßen weggezogen worden wäre, ohne dass sich irgendwo fester Grund zeigte, auf den man hätte bauen können", so gilt dies für den Wechsel von einem religiös-weltanschaulichen Paradigma zu einem anderen um so nachdrücklicher. Wer Kindheit und Jugend noch in einer geschlossenen christlichen Glaubenswelt verbrachte, später aber die unterschiedlichsten Entmythologisierungen erlebte, weiß, wie irritierend bis zur Identitätsverwirrung solche Prozesse verlaufen können.

Weil in der Annahme oder Abweisung eines neuen Paradigmas stets lebensgeschichtliche Faktoren beteiligt sind, ist es verständlich, dass religiöse Paradigmenwechsel nicht nur wissenschaftlich entschieden werden. Je mehr ein neu heraufziehendes Paradigma Umdenken und die Bereitschaft zu neuen Wegen verlangt, desto heftiger werden sich Gegenwehr und Ablehnung einstellen unter dem Anspruch, der überlieferten Wahrheit in größerer Treue verpflichtet zu bleiben. Demgegenüber erscheinen die Verfechter des neuen Paradigmas als die leichtfertigen Zerstörer der tragenden Sicherheiten, wenngleich es nicht darum geht, die bisherige Tradition - und zumal die Quellen dieser Tradition - auszutauschen, sondern sie unter veränderten Verstehensbedingungen neu zur Sprache zu bringen. Damit wird auch die bestimmende Intention deutlich: die Tradition nicht sterben zu lassen, sie nicht zu

mumifizieren, sondern sie neu zu sehen, um sie auf diese Weise für eine gewandelte Zeit weiterführen zu können.

Nun hat die Geschichte des Christentums in zweitausend Jahren schon viele Paradigmenwechsel erfahren. Fundamental war der Bruch mit dem Judentum und der Überschritt in die Welt des griechischen Denkens, wie er bereits mit Paulus ansetzte und in den folgenden Generationen die theologische Entwicklung disponierte. Gravierend war der Überschritt unter Kaiser Konstantin in die Positionen der Macht, die Entwicklung zur Staats- und Volkskirche, die heute an ihre Grenzen gekommen sind. Verändernd war die Christianisierung der keltisch-germanischen Völker, mit der sich andere Frömmigkeitsstile verknüpften. Einschneidend war die Reformation, die mit der mittelalterlichen Selbstklimatisierung der Kirche ein Ende machte. In den Grundfesten erschütternd wurde das kritische Denken der Aufklärung und in deren Gefolge die historisch-kritische Bibelexegese, deren Resultate noch lange nicht bei Volk und Klerus angekommen sind. Aber alle diese Paradigmenwechsel der bisherigen Geschichte kumulieren jetzt in einem sich übersteigernden Prozess, der die heutigen Kirchengestalten auflösen wird.

Der seit geraumer Zeit ausgelöste und derzeit gesteigert stattfindende Paradigmenwechsel lässt sich an einer großen Zahl signalisierender Parameter ablesen, deren Tendenz zum Ende der traditionellen Kirchengestalten führen wird.

Über das Ende einer Kirchengestalt

Der verlorene Anfang

Der Jude Jesus, der in jüdischer Weise glaubte und in der bekannten alltäglichen Welt ihre göttliche Bestimmung zur Sprache brachte, hat mit seiner Botschaft in den ersten Jahrzehnten nach seinem Tod nur in der palästinischen Welt überlebt. Die Dokumente, die davon zeugen, sind die Spruchquelle Q und das Thomasevangelium. Beide Schriften geben ausschließlich die Verkündigung Jesu weiter, kennen aber weder Wundererzählungen noch Passionsgeschichte und Osterbotschaft. Sie zeugen davon, dass im palästinischen Bereich die Jesusbewegungen – ohne eigene Gemeindegründungen – das fortsetzten, was der Wanderlehrer Jesus seinerseits tat und seine Schülerinnen und Schüler zu tun lehrte.

Ganz anders die Entwicklung in den hellenistischen Städten. Hier fanden im Milieu des Diasporajudentums und des damit sympathisierenden Heidentums von Anfang an Gemeindegründungen statt. Aus ihnen ging ein Christuskult hervor, dessen zentrale Botschaft nicht mehr die Reich-Gottes-Programmatik Jesu war, sondern die Deutung des Todes Jesu und die Verkündigung seiner Auferstehung. Während Jesus als sein Evangelium lehrte, wie in dieser Welt mitmenschlich gelebt werden kann (wenn dieses Leben ganz von Gott her verstanden wird), wurde dieser Inhalt nun ausgetauscht gegen die Botschaft von Jesus als dem Christus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen. Das zentrale Programm Jesu trat zurück hinter die Deutung seiner Person. Während Jesus keine Lehre verkündete, die zu glauben sei, sondern eine Existenzform praktizierte, die gelebt werden will, entwickelte sich im hellenistischen Milieu die metaphysische Vorstellung von einem präexistenten Gottessohn,

den Gott gesandt habe, um die Menschheit durch seinen Tod am Kreuze wieder mit sich zu versöhnen.

Eine Folge dieser gar nicht zu überschätzenden Differenz ist die in den heutigen Kirchen total gewordene Verwirrung im Verständnis dessen, was unter Evangelium zu verstehen ist. Zugleich gewinnt der mit neuem Inhalt gefüllte Begriff Evangelium einen veränderten Grundton. Paulus fordert nun „Glaubensgehorsam“ (Röm 1,5; 16,26). Der (möglicherweise auch von einem Paulus-Schüler geschriebene) Zweite Thessalonicherbrief macht von der Annahme oder Ablehnung dieser Botschaft folgerichtig das Schicksal der Menschen beim Gericht abhängig:

„Dann übt er Vergeltung an denen, die Gott nicht kennen und dem Evangelium Jesu, unseres Herrn, nicht gehorchen. Fern vom Angesicht des Herrn und von seiner Macht und Herrlichkeit müssen sie sein, mit ewigem Verderben werden sie bestraft, wenn er an jenem Tage kommt, um inmitten seiner Heiligen gefeiert und im Kreis aller derer bewundert zu werden, die den Glauben angenommen haben.“ (1,8-10)

War Jesu Evangelium noch wirkliche Freudenbotschaft, zumal für die Bedrängten und gesellschaftlich Randständigen, so kommt nun ein drohender Unterton auf. Hinter der Hervorhebung, nur noch den Gekreuzigten und Auferstandenen kennen zu wollen, geht Jesu Reich-Gottes-Programmatik verloren. Die Reich-Gottes-Botschaft, das zentrale Programm Jesu, wird nicht mehr aufgegriffen. Paulus hat es nicht erkundet; er bezieht sich auf kein einziges Gleichnis Jesu, auch nicht auf jenen zentralen Kern, den wir unter dem Stichwort Bergpredigt kennen. Diese Unterschlagung setzt sich in den folgenden Jahrhunderten fort: Das Apostolische Glaubensbekenntnis greift allein die Eckpunkte des Lebens Jesu auf, Geburt und Tod, unterlässt aber jeden Hinweis auf seine spezifische Botschaft – und keiner empfindet diese Lücke als Lücke. In den Leseordnungen des Kirchenjahres fehlt die Bergpredigt über Jahrhunderte, ebenso wie die Reich-Gottes-Thematik in der Bildenden Kunst nur peripher begegnet. In der sparsamen Kritik an den Kreuzzügen war sie keine Argumentationsgrundlage. Hinter der Deutung des Todes Jesu als Sühnetod trat die Botschaft Jesu von der Liebe Gottes, die bereits Erlösungsbotschaft ist und keiner zusätzlichen Leistungen bedarf, ganz zurück.

Nun hat zweifellos die historisch-kritische Forschung der letzten Generationen den dogmatisch übermalten Christus wieder abgetragen. Damit wurden Voraussetzungen geschaffen, die schon früh erfolgte Entjesuanisierung des Christentums wieder aufzuheben. Die Folgen dieses Prozesses sind noch nicht überschaubar. Sie werden zu einer – wenn man so sagen darf – Neuerfindung des Christentums führen, das zu seinem verlorenen Anfang zurückkehrt. Für die bisherige Geschichte des Christentums käme dies in Lehre und Kirchenverständnis einem Traditionsbruch gleich. Aber dieses sich aus seinem jesuanischen Anfang verstehende Christentum könnte zu einer neuen Religionsform mutieren, die nicht allein die konfessionellen Differenzen überwindet, sondern auch betretbare Brücken zu anderen Religionen entwickelt und sogar eine Partnerschaft von agnostischen und atheistischen Positionen zuließe, weil – sagen wir es verkürzt – auf der Basis der Bergpredigt ein Nenner gefunden wäre, der alle verbindet, die der Menschheit ihr Überleben sichern möchten.

Die Entleerung der religiösen Sprache

Ein Begleitaspekt des verlorenen Anfangs, der heute unübersehbar geworden ist, ist die Entleerung der religiösen Sprache, die in jedem Gottesdienst und in jedem Traktat christlicher Belehrung erfahren wird. Dieser Aspekt des derzeitigen Paradigmenwechsels veranschaulicht mehr als andere Beobachtungen den vor sich gehenden Paradigmenwechsel.

Inzwischen befinden sich alle grundlegenden und zentralen Begriffe des christlichen Glaubens außerhalb des regulären Verständigungsrahmens unserer Zeit. Das Apostolische Glaubensbekenntnis stellt Satz für Satz, Begriff für Begriff für jeden Zeitgenossen Stolperdrähte. Was die mit spätantiken griechischen Denkmitteln erarbeiteten christologischen Titel (*Kyrios, Sohn Gottes, Menschensohn* oder begriffliche Unterscheidungen wie *Wesen, Natur* und *Person*) einmal meinten, oder was begriffliche Kennmarken wie „Opfer“, „Erlösung“, „Auferstehung“, „Himmelfahrt“, „Jüngster Tag“, „Wiederkunft“, „Gericht“ ... besagen, ist im traditionellen Vokabular nicht mehr zu vermitteln. Das Verfallsdatum der Glaubensbegriffe wurde nicht nur erreicht, es ist bereits überschritten – aber offensichtlich entzieht sich dieser Vorgang dem innerkirchlichen Bewusstsein immer noch.

Hinter dieser Sprachklorose scheint eine religiöse und kulturelle Erschöpfung größten Ausmaßes zu stehen: Es sieht so aus, als sei die Zeit der griechisch inkulturierten Kirche abgelaufen. Damit ist jene Kirche gemeint, die sich bereits in der ersten Generation ihres Bestehens, noch bevor sie gegenüber ihrem jüdischen Herkunftsbereich eigene Identität entwickeln konnte, in hellenistische Denkmuster übersetzte. Gerade die mit griechischen Denk- und Vorstellungsmitteln geschaffene Glaubenswelt erfährt jenen Sprach- und Verständigungszerfall, der die kirchliche Rede ins Leere gehen lässt.

Der Ausschluss der Frau

Es gibt noch viele weitere Ursachen für die eingetretene Sprachnot. Vorrangig daran beteiligt ist der Ausschluss der Frau aus der kirchlichen Glaubensreflexion. Dass die in der Achsenzeit entstandenen Universalreligionen alle männlicher Dominanz unterstehen, lässt sich geschichtlich verstehen, doch führt dieser Umstand heute zunehmend in die Krise. Der Rückzug der gebildeten jungen Frauen aus dem kirchlichen Leben und die Geringschätzung und gar Missachtung dieses Vorgangs innerhalb der Hierarchien, wird sich katastrophal auswirken. Wie umfassend die defizitäre Bilanz ist, bringt erst die Zukunft an den Tag.

In der zweitausendjährigen Geschichte des Christentums hat ausschließlich die männliche Hälfte der Christen den eigenen Glauben reflektieren, formulieren und lehren dürfen. Frauen blieben aus diesem Prozess ausgeklammert. Sie haben nie eine theologische Schule bilden können, mussten das Rad stets neu erfinden, während im männlichen Klerus jede Generation auf den Schultern der voraufgegangenen stehen konnte. Die Folgen sind zu besichtigen: Da ist die traditionelle theologische Sprache, die in ihrer diskursiven Begriffslastigkeit – ein typisch männliches Phänomen – inzwischen zu einem System erstarrte, von dem keine

kulturstiftenden und belebenden Impulse mehr ausgehen. Das gängige Gottesbild zeigt sich so patriarchalisch und einseitig maskulin fixiert, dass es in der Vergangenheit zahllose Einzelschicksale mehr belastet als befreit hat. Die katholische Kirchenhierarchie verlor ihre Fähigkeit zum Hinhören und zu kommunikativen Prozessen. Sie sieht sich in der Mitte großer Volksmengen, von der aus man aber nicht mehr wahrnimmt, in welchem Ausmaße die Ränder abbrechen. Auch die Spiritualität hat in ihrer dogmatischen Prägung erhebliche Verengungen erfahren.

Zu beachten ist aber auch dies: Der heutige Kulturbereich wird überproportional von Frauen getragen. Literatur, zumal Belletristik, lesen größtenteils Frauen; in Ausstellungen, Vorträgen, Konzerten sind mehrheitlich Frauen anzutreffen; in unseren Schulen haben Mädchen sowohl an Fleiß als auch an Interesse die Jungen überholt; sie haben die besseren Noten. Die kirchlichen Bildungshäuser hätten ohne Frauen längst Konkurs angemeldet. Die Zahl der Männer, die ihr eigenes Geschlecht als das schwache ansieht und ihren Frauen den Löwenteil am eigenen Lebenserfolg zuspricht, hat rasant zugenommen. In vielen Entwicklungsländern halten Experten einen sozialen und kulturellen Aufstieg primär an den Beitrag der Frauen gebunden. Aber an der kirchlichen Wahrnehmung und zumal am kirchlichen Problembewusstsein gehen diese Entwicklungen glatt vorbei. Das kann nicht gut enden.

Die Krise der Institutionen

Die beschriebenen Prozesse wirken sich zwar auf die bestehenden Kirchen aus, entziehen sich aber durchweg ihrem kritischen Bewusstsein, solange ein relativ fundamentalistisch-dogmatisches Gehäuse alle Zerfallserscheinungen außerkirchlichen Einflüssen zuschreibt. Inzwischen ist aber unübersehbar, wie gerade die beiden Großkirchen einen Schwund erfahren, der mittelfristig an die Substanz geht. Zur Zeit gehören noch 61,2 Prozent der deutschen Bevölkerung einer der beiden großen Kirchen an – mit weiterhin fallender Tendenz. Dabei liegen die Kirchenaustritte im evangelischen Bereich höher als jene im katholischen Bereich.

An der straff organisierten katholischen Kirche lassen sich jedoch überdeutlich Prozesse struktureller Wandlungen erkennen, die sowohl Niedergang als auch neue Möglichkeiten bewirken können: So etwa erfahren Ordensgemeinschaften, die neben der Mission überwiegend im karitativen Bereich tätig sind, einen Mitgliederschwund, der ihr Ende absehen lässt. Ihre beachtliche Erbmasse in Stiftungen und Auffanggesellschaften zu sichern, mag eine juristische Lösung sein, die eine gewisse Kontinuität ihres Engagements ermöglicht, zugleich ist sie ein Signal versiegender kirchlicher Vitalität der bisherigen Art.

Ebenso deutlich wie unausweichlich ist der massive Rückgang des Klerus. Er vollzieht sich im mittleren und westlichen Europa, national zwar unterschiedlich, insgesamt aber dramatisch. Seit tausend und mehr Jahren bestehende Gemeinden können personell nicht mehr besetzt werden; die Zusammenlegung von drei, vier, fünf und mehr Gemeinden zu einem überörtlichen Seelsorgeverbund erlaubt aber keine aufbauende, differenzierte Gemeindepastoral mehr. Diese Entwicklung, die in ihrem personellem Sachstand nicht mehr umkehrbar ist – die Zahlen liegen für die nächsten dreißig Jahre fest – steuert auf einen

Totalzusammenbruch der bisherigen Kirchenstruktur zu, d.h. auf ein Ende der Klerikerkirche. Dieser Prozess wird – zeitverzögert – auch die östlichen Nachbarn nicht auslassen.

Die Frage ist, ob diese Entwicklung nur negativ zu bewerten ist. Man darf davon ausgehen, dass bei bleibenden Nachwuchszahlen innerhalb der katholischen Kirche eine strukturelle Veränderung nicht zu erwarten sein wird. Derzeit ist offen, ob der innerhalb des bestehenden Systems nicht kompensierbare Klerikerschwund durch neue Rechte und Freiheiten von so genannten Laien ausgeglichen wird, was eine noch kaum überschaubare Veränderung der bisherigen Kirchengestalt im Gefolge haben würde. Es kann aber auch sein, dass diese Kirche sich durch ihre eigene Gesetzgebung und ihr Dogmenverständnis jeder fundamentalen Reformierbarkeit entzogen hat.

Diese letztere Möglichkeit hängt auch mit den sinkenden Nachwuchszahlen zusammen, insofern diese ein qualitatives Problem einschließen: Der spärlich nachwachsende Klerus stammt nämlich in der Regel nicht mehr aus den begabungstarken Schichten der jungen Generation, wie zu Zeiten, als sich mit dem geistlichen Beruf noch sozialer Aufstieg und gesellschaftliches Ansehen verband. So bleibt zu erwarten, dass die Kirchen in Zukunft immer mehr von Menschen vertreten werden, die sich überfordert sehen, in der Auseinandersetzung mit Wissenschaft, Kultur und Gesellschaft Position zu beziehen, und sich statt dessen auf tradierte Normen und Formeln beschränken. Das beschleunigt auf der einen Seite die wachsende kirchliche Ohnmacht und forciert auf der anderen die Suche nach neuen Möglichkeiten religiöser Erfahrung.

Binnenorientierung

Verschärft wird die aktuelle Kirchenkrise durch eine Binnenorientierung, die schon lange besteht, aber durch die beschriebenen Niedergangsmerkmale deutlich verschärft wird. Gemeint ist jene kirchliche Selbstklimatisierung, die trotz aller Fremdbeobachtung immer noch in erstaunlicher Weise gelingt, und zwar umso mehr, je stärker eine Identifikation mit Amt und Aufgabe vorliegt. Man mag dies intern als Tugend und Ausdruck der Verlässlichkeit ansehen, doch geht damit zugleich die Sensibilität verloren, das eigene Reden und Tun als auch das Erscheinungsbild der Kirche von außen noch wahrnehmen zu können. Man denkt, spricht und amtiert auf einer Ebene, auf der sich das Leben nicht mehr bewegt. Die Massenevents der jüngsten Zeit sollten darüber nicht hinwegtäuschen.

Es wundert darum auch nicht, dass die Fragen und Zweifel, die sich heute melden – etwa zu Gottesglauben, Christologie und Kirchenverständnis – innerhalb kirchlicher Lebensordnungen keinen Resonanzraum haben. Das heißt, sie finden innerhalb der Kirchenöffentlichkeit keine wirklich offene, allenfalls eine apologetische Bearbeitung. In kirchlichen Presseorganen, auf kirchlichen Bühnen wird nicht verhandelt, was anderswo als Problemstellung – nicht zuletzt im theologischen Schrifttum – auf dem Tisch liegt. Bezahlt wird auch hier mit einem Verlust an Vertrauen und Glaubwürdigkeit.

Ein Beispiel: Die belegten und anerkannten Resultate der historisch-kritischen Exegese werden zwar nicht mehr als „modernistisch“ bekämpft, aber weiter vor der Kirchentür

gehalten. Repräsentatives Beispiel dafür ist der Katechismus der Katholischen Kirche. Dieser Katechismus klammert nahezu komplett die Resultate von zweihundertfünfzig Jahren intensivster exegetischer Arbeit aus. Für eine offizielle Glaubensdarlegung existieren deren Erkenntnisse existieren gar nicht. Die Dogmatik bleibt immunisiert gegenüber einer historisch-kritisch untersuchten Bibel. Auch dies ist eine Ursache für die Inkompetenz, Glaube, Wissen und Denken im Horizont der Zeit zusammen zu bringen.

Die hier beschriebenen Vorgänge definieren nicht das Schicksal des europäischen Christentum vorweg. Zweifellos führen sie in tiefe Krisen, die jedoch Chancen für eine neue Freiheit sein können, wie sie auch bewegen können, die Glaubensformel und Kirchengestalt gegen jede Veränderung abzudichten und damit regressiv zu werden. Was hier aber geschieht, wird den übrigen großen Religionen ebenfalls aus Herausforderung und Prüfung bevorstehen. Historisch-kritisches Denken wird ebenso wie das Christentum die jüdische Orthodoxie, den Islam und die asiatischen Religionen zu erheblichen Revisionen des je eigenen Glaubensverständnisses herausfordern. So wie die jüdischen Archäologen Israel Finkelstein und Neil A. Silberman nicht nur das orthodoxe Bibelverständnis, sondern auch die biblisch untermauerte Staatsideologie korrigieren, so wird auch dieselbe auf den Koran gerichtete Kritik – nicht schnell und nicht bald – die islamische Glaubenssicht irritieren, verändern und in ähnliche Prozesse hinein zwingen, wie dies die Aufklärung mit ihren Folgen im Christentum bewirkte. Sei es nun, dass die etablierten Religionen die Phase ihrer „ersten Naivität“ gegen eine „zweite Naivität“ austauschen, wie sie Paul Ricoeur beschrieben hat, also weit über die rationale Kritik hinaus auf eine dogmatische Metaebene heben, sei es, dass sie sich dieser Herausforderung verschließen und in eine fundamentalistische Unreife fliehen, beides findet bereits heute statt und ist noch viel ausgeprägter in Zukunft zu erwarten. Wie in den Jahrhunderten der Achsenzeit verlieren die seitdem herrschenden Ordnungen erneut ihre Gültigkeit und verlangen nach einer Ausrichtung auf höherer Ebene.

Unfertiger Glaube

Gehen wir noch einmal in die Jahrtausendmitte vor unserer Zeitrechnung zurück, in jene Achsenzeit, in welcher die kollektive Volksreligion von der individuellen Frage nach der Herkunft, dem Ziel und dem Sinn des Lebens aufbrach. In dieser Zeit zerbrach in Israel das davidische Königtum und mit ihm der Glaube, in dieser Herrschaftsform und dem Tempel zu Jerusalem einen Garanten für den verlässlichen Schutz Jahwes zu haben. Darauf folgte das Babylonische Exil, eine Zeit extremer Desorientierung und neuer Entwürfe. Damals deklarierte der namentlich unbekannt gebliebene Zweite Jesaja zum ersten Mal als Wort Gottes: „Ich bin Jahwe und sonst niemand; außer mir gibt es keinen Gott. Ich habe dir den Gürtel angelegt, ohne dass du mich kanntest, damit man vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang erkennt, dass es außer mir keinen Gott gibt“ (Jes 45, 5f.)

Die Durchsetzung des Monotheismus gelang nicht ohne weiteres. Zunächst war sie mit einer rigorosen Abgrenzung von anderen Kulturen im Lande verbunden. Andererseits ging mit der Universalisierung Jahwes die Entgrenzung der Religion Israels als Nationalreligion einher, die

es dann nach einem weiteren Halbjahrtausend einem Paulus – aus jüdischer Tradition – möglich machte, mit dem Glauben an den Messias Jesus den Schritt in die Völkerwelt zu tun und damit den christlichen Universalismus zu eröffnen.

Obwohl Jahwe – in später Zeit – von sich sagen konnte: „Ich, Jahwe, wandle mich nicht“, hat er doch eine Geschichte. Anfangs war er Gott neben anderen Göttern. Als er der einzige wurde, erfuhren die vorauf liegenden Traditionen eine rigorose Überarbeitung, um ihnen das monotheistische Glaubensverständnis aufzuprägen. Insgesamt zeigt der Blick in die Bibel, wie vielgestaltig sich der Charakter Gottes gewandelt hat. Einerseits gilt von diesem Gott, wie Michel de Montaigne sagte: „Wenn eine Gans sich einen Gott erdichtet, dann muss er schnattern.“ Andererseits weiß bereits die Bibel in ihren tiefsten Texten, was später Thomas von Aquin formulierte:

Da unser Verstand das göttliche Wesen nicht einholt, bleibt das, was das Wesen Gottes selbst ist, hinsichtlich unseres Verstandes das ständig Größere und demzufolge das von uns Unerkannte. Deshalb ist der Höhepunkt des menschlichen Wissens um Gott, dass der Mensch weiß, dass er im Grunde nichts über Gott weiß, insofern er erkennt, dass das, was Gott ist, alles übertrifft, was wir von ihm verstehen. (De Pot. Q. 7a. 5 ad 14)

Dieses Verständnis vermochte jedoch Bewusstsein und kirchliche Sprache kaum zu prägen. Die Dogmatik bestimmte die Eigenschaften Gottes, und was „Wort Gottes“ sein soll oder gar göttliches Recht, steht ontologisch verdinglicht bis zum Tage kirchlichen Interesses zur Verfügung. Daneben gibt es die Mystik, von Meister Eckhart bis zu Nikolaus Cusanus, die in Paradoxien von Gott spricht, und sich – als *cognitio dei experimentalis* – mit den mystischen Erfahrungen des Judentums, des Sufismus und der asiatischen Religionen verbinden lässt.

In eine ganz neue Situation kam die Theologie nach dem Zivilisationsbruch, der sich mit der Shoa verbindet. Wie Theodor Adorno zunächst meinte: „Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch ...“, forderte Johann Baptist Metz seine Studenten auf: „Fragt euch, ob die Theologie, die ihr kennen lernt, so ist, dass sie vor und nach Auschwitz eigentlich die gleiche sein könnte. Wenn ja, dann seid auf der Hut.“ Weder Adorno noch Metz muss man zustimmen, ohne den Zivilisationsbruch zu ignorieren, der ihre Rede bestimmte, um doch in eine Bewusstseinslage zu kommen, die über jede affirmative Theologie hinausführt. Diese Bewusstseinslage hat Elie Wiesel mit folgenden Worten umschrieben:

Ebenso wie in der Kabbala die Rede von jenen „zerbrochenen Gefäßen“ anlässlich der Schöpfung ist, müssen wir heute die Möglichkeit eines ähnlichen Bruches ins Auge fassen und zwar in einem ebenso gewaltigen Maßstab, wie es beim ersten der Fall war und der das gesamte Sein umfasst.

Ein Bruch zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen Schöpfung und Schöpfer, zwischen dem Menschen und seinesgleichen, zwischen dem Menschen und seiner Sprache, zwischen den Worten und dem Sinn, den sie enthalten.

Aber, werden Sie mir sagen, was bleibt uns dann noch? Die Hoffnung trotz allem und uns zum Trotz? Vielleicht die Verzweiflung? Oder der Glaube?

*Es bleibt uns nur die Frage.*⁴

Die Frage steht für Elie Wiesel – wenigstens in diesem Text – jenseits von Hoffnung, Verzweiflung und Glauben. Sie mag in Agnostizismus oder blanken Nihilismus führen, sie kann aber auch im Blick auf die religiöse Situation zu einer ganz neuen Situation führen, so wie der Philosoph Ernst Akiba Simon (1899-1988) in einem Interview sagte, in der heutigen Weltlage sei der Hauptunterschied zwischen Gläubigen und Ungläubigen nicht so sehr der, was sie glauben, und vielleicht nicht einmal, dass sie glauben, sondern dass sie zweifeln. „Wir Gläubigen zweifeln, und ohne diesen Zweifel können wir nicht glauben.“

Einen fundamentalen Zweifel an Gott nährt die Auschwitz-Erfahrung. Von einem Volk, das sich als „Augapfel Gottes“ einmal betrachtete, konnten sechs Millionen fabrikmäßig ermordet werden, ohne dass sich göttliches Einschreiten – auch nicht durch menschliche Hilfe – ereignete. Dahinter aber tun sich auch die Räume der Natur auf mit unablässigen Katastrophen, wie sie Erd- und Seebeben, Stürme und Überschwemmungen seit Menschengedenken verursachen, und denen Tausende, Hunderttausende wahllos immer wieder zum Opfer fallen. Solche Menschenkatastrophen sind im christlichen Glaubensbild auch Gotteskatastrophen. Wenige Jahre nachdem Jean Gebser sein Hauptwerk verfasst hatte, schrieb Reinhold Schneider (1903-1958) sein Tagebuch „Winter in Wien“. Nach einem Besuch im Heeresgeschichtlichen Museum notiert er: „Von Schritt zu Schritt, auf dem Weg durch die Räume, verhüllt sich dichter und dichter Gottes Bild. Nun, am Ausgang ist es verschwunden.“ Ebenso im Naturhistorischen Museum: Auch hier ist Gott „ebenso nah wie fern. Es ist unmöglich, ihn vor dieser unübersehbaren Gestaltenwelt, dieser entsetzlichen Fülle der Erfindungen zu leugnen“; doch „das Antlitz des Vaters? Das ist ganz unfassbar.“ Solche Erfahrungen sprengen jede Normaldogmatik. Schließlich sind diese Glaubenssystematiken immer noch auf ein geozentrisches Weltbild bezogen und geben keine Antworten auf Fragen der heutigen Astrophysik, die im überschaubaren Universum hundert Milliarden Galaxien kennt, zu denen jeweils weitere hundert Milliarden Sterne zählen. Und stellt sich die Frage nach der Evolution des Lebens, so hören wir, dass dies „keine logisch aufgebaute Leiter des geradlinigen Fortschritts war, auf der ganz oben, als unvermeidlicher und krönender Abschluss, der Mensch steht“, sondern eine auf Zufälligkeiten beruhende Geschichte, die genau so gut auch anders hätte verlaufen können:

Wäre in der Kreidezeit kein Riesenmeteorit auf die Erde gestürzt, der das Aussterben der Saurier bewirkte, hätten die Säugetiere niemals die Chance gehabt, sich als Tierklasse zu entfalten und irgendwann Affen, Delphine und Menschen hervorzubringen. Für die Säugetierklasse war diese planetarische Katastrophe ein Glückfall; für die Saurier war sie vernichtend ...

Wäre der Meteorit um einiges größer gewesen, dann hätte er womöglich alles Leben auf der Erde vernichtet oder die Evolution soweit zurückgeworfen, dass sie wiederum Milliarden Jahre gebraucht hätte, um höhere Lebensformen hervorzubringen. Oder es wären bei einem anderen größeren oder kleineren Meteoriten andere Gewinner aus der Katastrophe hervorgegangen ... Die planetarischen Katastrophen waren einzig vom Zufall bestimmt – von

⁴ Elie Wiesel, Macht Gebete aus meinen Geschichten. Freiburg u.a. 1986, 23)

*den zufälligen Bahnen zufälliger Meteoriten –, und so muss man davon ausgehen, dass andere Katastrophen oder auch das Ausbleiben von Katastrophen ganz andere Gewinner der Evolution hervorgebracht hätten.*⁵

Viele weitere Prozesse wären zu nennen – etwa Veränderungen des Klimas – die unterschiedlichen eigenen Gesetzen unterlagen, aber in keinem Fall die „Absicht“ in sich trugen, nach Millionen von Jahren den Menschen hervorzubringen. Wollen wir diese Vorgänge weiterhin mit dem konventionellen Gottesbild beantworten, so müsste dieser Gott sehr genau gewusst haben, welche Zufälle auf das Feinste abzustimmen waren, damit das Leben zum Menschen hinführte. Dann hingegen fragt sich, warum dieser Gott – der extremen Feinabstimmungen fähig – das Leben all den endlosen grauenhaften Zufällen preisgibt. Und im Blick auf den Kosmos insgesamt stellt sich die Frage, welche Dauer angesichts der 13,7 Milliarden Jahre seit dem Urknall das gerade erst entstandene menschliche Leben haben wird, nachdem der Mensch inzwischen alle Voraussetzungen besitzt, es auf einen Schlag auszulöschen oder Schritt um Schritt zu ruinieren. Für den Naturwissenschaftler fallen Weltzeit und Lebenszeit „in einem Maße auseinander, dass die zeitlichen Aussichten der Menschheit auf Fortbestand und die mutmaßliche Fortdauer der Erde zueinander in ein absurdes Verhältnis geraten“ (Ulrich H. J. Körtner).

Angesichts dieser Fragestellungen kommen die gängigen Gottesvorstellungen an ihre Grenzen. Wollen wir aber Glauben – noch bevor es um konkrete Inhalte geht – als „Mut zum Leben“ verstehen, also als eine Haltung, welche diese Fragen aushält, ohne gleich in plumpen Atheismus zu verfallen, dann wird den Religionen der Welt mit der neuen Herausforderung auch eine neue Reifestufe abverlangt, die sie zweifellos aus ihren heutigen Potential gewinnen können, wenn sie denn mit jeder Frage auch jeden Zweifel zulassen und diesen aushalten. Hinzu müsste ein Zweites kommen, nämlich nicht im eigenen Glaubenssystem wie gefangen zu verharren, sondern im interreligiösen Gespräch miteinander und voneinander zu lernen. Dieser Prozess könnte am ehesten eine Integrale Religiosität fördern, mit der sich zugleich die Hoffnung auf eine Sicherung des Frieden in der Welt verbände.

Überschritte

Wie weit die Geschichte des menschlichen Bewusstseins zurückreicht, können wir nicht mit Zahlen bemessen. Es ist kaum zu bezweifeln, dass der homo erectus ein wirklicher Mensch war, mit uns, dem homo sapiens verwandt, eine vor etwa 200 000 Jahren ausgestorbene Art. Aber unsere Herkunft hat ja noch tiefere Wurzeln: „Zwischen den heute lebenden Menschen und den heute lebenden Schimpansen liegt, rein genetisch betrachtet, ein Unterschied von weniger als 2 Prozent der Erbinformationen“.⁶ Viele unserer Empfindungen und Verhaltensweisen verbinden uns mit Säugetieren wie Affen und Delphinen. Angesichts der Jahrtausenden, der Jahrzehntausende und schließlich der Jahrtausende, in denen die menschliche Bewusstwerdung sich entwickelte, sind die heutigen Religionen nur ein

⁵ Gerhard Staguhn, Die Rätsel des Universums, 166.

⁶ Eugen Drewermann, Der sechste Tag. Die Herkunft des Menschen und die Frage nach Gott. Düsseldorf 1998, 66.

Wimpernschlag. Lediglich die archetypischen Symbole, wie sie C. G. Jung beschrieb, scheinen sich über einen weiten Zeitraum hin erhalten zu haben und dürften wohl auch über die heutigen Religionsformen hinaus weiterleben. Allein schon von hierher legt es sich nahe, die Symbolsprache der Religionen nicht in Konkurrenz zueinander zu sehen, sondern in wechselseitiger Ergänzung aufeinander hin zu öffnen.

Dies gilt in besonderer Weise für das Symbol Gott. Natürlich ist dieses Wort Chiffre – keineswegs „nur“ ein Symbol, wie Paul Tillich betont hat, sondern „nichts Geringeres als ein Symbol“! Aber damit ist die Frage nach der Wahrheit und Gültigkeit des Symbols noch nicht beantwortet. Das durchschnittliche heutige Bewusstsein ist geneigt, die religiöse Sprache als Information zu nehmen. So werden normalerweise Bibel wie Dogma objektiviert. Die Fähigkeit, alle Religion als Hermeneutik zu nehmen, als Deutung des menschlichen Daseins, könnte ein Grundverständnis bieten, was allerdings nicht zu verwechseln ist mit rationaler Welterklärung, weil Religion auch das Unerklärbare einbezieht. Als Auslegung des Daseins untersteht Religion wie jede Auslegung einer grundsätzlichen Unabschließbarkeit als auch differenzierenden kulturellen Bedingungen.

Damit hören wir auf, mit Metaphern, Symbolen und mythischen Chiffren „Wissen“, „Argumentation“, „Schlussfolgerung“ und „Beweis“ zu verbinden, eine vermeintliche Offenbarung zu objektivieren, geben also die verfehlte Rationalität der Glaubensinhalte auf, um zu jenen Formen einer mystischen Religiosität zu kommen, die es zwar schon lange gibt, die aber unter der Dominanz des mentalen Bewusstseins keine breite Entfaltung finden konnte. Dabei wird sich zeigen, dass die zu gewinnenden Erfahrungen, einerlei ob sie westlich oder östlich geprägt sind, zwischen den Religionen kompatibel sind und im Unsagbaren den Menschen für sich selbst aufschließen.

Wie bei den früheren Bewusstseinsmutationen dürfte allerdings der heutige Überschritt zu einer neuen christlichen Glaubenshaltung mit Identitätskrisen verbunden sein. Das wird in den meisten Fällen dazu führen, den Gott der Kindheit, den des Katechismus oder der später studierten Dogmatik, den der sakrosankten Tradition los zu lassen, um für etwas ganz anderes, das quer zur eigenen Planung und Interessenlage steht, frei zu werden.

Verzichten wir auf die „Arbeitshypothese Gott“ zur Erklärung der Weltentstehung, dann entfallen auch die ständigen „Eingriffe“ Gottes in die Geschichte, von denen die Theologie zu wissen meint, dann gibt es keine Vorsehung, deren permanente Unzuverlässigkeit der Erklärung und Entschuldigung bedürfte, und es gibt kein Theodizeeproblem. Auch von Gebets„erhörungen“ kann dann nicht länger die Rede sein kann, ganz zu schweigen, dass die volksfrommen Interventionsversuche mit Gebeten um besseres Wetter oder gesegnete Ernten soweit möglich gegen menschliche Verantwortung ausgetauscht werden. Im Rahmen der gängigen Glaubenstradition, der das kirchliche Personal durchweg untersteht, mag man aus diesen Positionen kurzschlüssig Atheismus herauslesen. Aber wenn schon, so wäre es eine *theologia negativa*, die sich jeder Vergegenständlichung enthält und mit Dietrich Bonhoeffer sagt: „Einen Gott, den *es gibt*, gibt es nicht.“ Gott gibt zur ursächlichen Erklärung des sonst Unbekannten nichts her. Er ist nicht mit dem identisch, was erforscht werden kann. Das Wort „Gott“ bezeichnet keinen Begriff zur Erklärung bestimmter Vorgänge in der Welt, er hat mit Erdbeben, Überschwemmungen, Seuchen, Krankheiten, Unfällen und dem Wettergeschehen

nichts zu tun. Das Wort Gott steht vielmehr für eine ganz bestimmte Art, die Welt wahrzunehmen. Werden aber Fragen der Welterklärung in die Symbolsprache des Mythos eingeschmuggelt, gerät die Theologie aus dem Lot und Gott und die Welt werden missverstanden. Darum ist das Wort „Gott“ in den Sachbereichen der Wissenschaften systemfremd und störend. Alles Reden von Gott *deutet* das menschliche Leben: Religion ist Hermeneutik, das heißt Auslegung des menschlichen Daseins; zur rationalen Erklärung der Weltwirklichkeit trägt sie nichts bei.

Das Wort Gott interpretiert die menschliche Existenz – in einer Verbindlichkeit letzten Ernstes. Anders formuliert: Ehe wir nicht verstehen, welche Wirklichkeit wir *in uns selbst* als „Gott“ bezeichnen, gibt es auch keine Erkenntnis, worin die Offenbarung dieses Gottes bestehen könnte. Wie in diesem Verständnis Gott und die Not des Lebens zusammengehen, hat die in Auschwitz ermordete holländische Jüdin Etty Hillesum (1914-1943) unter den Bedingungen ärgster Bedrohung in einer Tagebuchaufzeichnung deutlich gemacht:

12. Juli 1943. Heute Nacht geschah es zum erstenmal, dass ich mit brennenden Augen schlaflos im Dunkeln lag und viele Bilder menschlichen Leidens an mir vorüber zogen. Ich verspreche dir etwas, Gott, nur eine Kleinigkeit: ... Ich will dir helfen, Gott, dass du mich nicht verlässt, aber ich kann mich von vornherein für nichts verbürgen. Nur dies eine wird mir immer deutlicher: dass du uns nicht helfen kannst, sondern dass wir dir helfen müssen, und dadurch helfen wir uns letzten Endes selbst. Es ist das einzige, auf das es ankommt: ein Stück von dir in uns selbst zu retten, Gott. Und vielleicht können wir mithelfen, dich in den gequälten Herzen der anderen Menschen auferstehen zu lassen. Ja, mein Gott, an den Umständen scheinst du nicht viel ändern zu können, sie gehören nun mal zu diesem Leben. Ich fordere keine Rechenschaft von dir, du wirst uns später zur Rechenschaft ziehen. Und mit fast jedem Herzschlag wird mir klarer, dass du uns nicht helfen kannst, sondern dass wir dir helfen müssen und deinen Wohnsitz in unserem Inneren bis zum Letzten verteidigen müssen.⁷

Diese junge Frau schrieb ohne theologische Vorbildung und ohne Rückbindung an eine religiöse Praxis: „In mir gibt es einen ganz tiefen Brunnen. Und darin ist Gott ... Die einzige Gewissheit, wie du leben sollst und was du tun musst, kann nur aus dem Brunnen aufsteigen, der aus deiner eigenen Tiefe quillt.“ Für sie war ihr Gottesbezug keine objektive Erkenntnis, sondern der Versuch, sich als Mensch selbst zu verstehen und selbst zu bestimmen.

Eine solche Haltung hilft, auch unter ärgsten Belastungen die eigene Menschlichkeit zu finden und zu bewahren.

Es geht also nicht darum, das Christentum zurückzulassen oder es gar gegen eine andere religiöse Tradition einzutauschen. Als ob das möglich wäre! Es geht darum, es auf eine neue Bewusstseinsstufe zu heben und in diesem mühsamen Prozess, den keiner für sich alleine zu leisten vermag, auch von anderen Religionen und Kulturen zu lernen. Dabei zeigt sich schon heute, dass es immer mehr Menschen gibt, die aus mehreren religiösen Traditionen leben, ihre Spiritualität nicht nur aus *einer* religiösen Tradition schöpfen, etwa wesentliche Elemente dem Buddhismus entnehmen und sich zugleich doch als Christen verstehen, also eine multiple religiöse Identität entwickeln.

⁷ Etty Hillesum, Das denkende Herz. Die Tagebücher 1941-1943. Rowohlt-TB 15575, 1985.

Im Ganzen der christlichen Entwicklung aber mag sich zeigen, dass der „Verlorene Anfang“, von dem wir gesprochen haben, zur entscheidenden Ausgangsposition wird, von der her das Christentum sich neu (er)finden kann. Das Programm Jesu, das er am knappsten unter der Reich-Gottes-Chiffre fasste und symbolisch am eindrucksvollsten in der Offenen Tischgemeinschaft verdichtete, muss niemand *glauben*; es hat seine unmittelbare Evidenz in sich selbst. Es will nicht geglaubt, sondern gelebt und getan werden. Dann wird sich auch zeigen, dass es kein Programm ist, das sich für Dogmatiken und Konfessionsbildungen eignet, sondern Menschen jeder Herkunft und Denkweise zu erreichen und zu überzeugen vermag.